

**Zeitschrift:** Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =  
Gazetta militare svizzera

**Band:** 65=85 (1919)

**Heft:** 48

**Artikel:** Soldatenaberglaube (Schluss)

**Autor:** H.M.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-35359>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 18.02.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Allgemeine Schweizerische Militärzeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

LXV. Jahrgang. Der Schweizerischen Militärzeitschrift LXXXV. Jahrgang.

Nr. 48

Basel, 6. Dezember

1919

Erscheint wöchentlich. — Preis halbjährlich Fr. 7.—; durch die Post Fr. 7.20. — Bestellungen direkt an Benno Schwabe & Co., Verlagsbuchhandlung in Basel. — Im Auslande nehmen alle Postbureaux und Buchhandlungen Bestellungen an. — Inserate 50 Cts. die ein-spaltige Petitzeile. — Nachdruck nur mit ausführlicher Quellenangabe gestattet.  
Redaktion: Karl Schwabe in Basel.

**Inhalt:** Soldatenaberglaube. (Schluß.) — Unstimmigkeiten im deutschen Hauptquartier. — Der Flugzeugbeobachter. — Bücherbesprechungen.

## Soldatenaberglaube.

(Schluß.)

Ist aber einmal eine Wunde entstanden, so gilt es, sie rasch und sicher zu heilen. Daß da trotz der raschen ärztlichen Hilfe heute noch die Volksmedizin eine große Rolle spielt und im Kriege gespielt hat, beweisen zahlreiche Zeugnisse von solchen, die mit dabei waren. Man müßte die ganze Volksmedizin mit ihrem unerschöpflichen Reichtum an „unbedingt sicher wirkenden Mitteln“ anführen, ihrem Troß von Wundermitteln und abergläubischen Sympathiebehandlungsmethoden, wollte man in dieses Kapitel eindringen. Es soll hier nicht geschehen. Im Mittelalter und noch früher, aber auch im 30-jährigen Krieg war es naturgemäß noch bedeutend schlimmer. Und doch ist manches, was wir da lesen, im Grunde gar nicht so widersinnig, wie es auf den ersten Blick auszusehen scheint. Manchem, der als Charlatan verschrien worden ist, wurde in neuerer Zeit Ehrenrettung zuteil, so z. B. dem berühmten Theophrastus Paracelsus, von dem wir heute wissen, daß er den Aberglauben des Soldaten benutzte, um seine Kenntnisse des menschlichen Körpers und seine tiefe Erkenntnis von der Natur des Heilverlaufs verwenden zu können. Auf solche Kenntnisse mag auch manches Rezept zur Bereitung von Wund- und Waffensalben zurückzuführen sein. Allerdings wird auch das Gegenteil konstatiert. Wenn z. B. Wunden mit den denkbar unsaubersten Salben geradezu vergiftet werden, so wird man solche Verfahren kaum anders denn als abergläubische Handlung deuten können. So lautet ein Rezept aus dem 15. Jahrhundert für die Bereitung einer besonders wirksamen Wunden- (oder vielleicht eher Wunder-)salbe wie folgt: Nimm Moos von einer Menschenhirnschale, am besten vom Schädel eines am Galgen hängenden Diebes (also wieder der dem Teufel verfallene Sünder!) echten Mumienstoff (der in der Heilkunde des Mittelalters, des Geheimnisvollen wegen, das die Mumie umgab, viel und oft verwendet wird) und warmes Menschenblut (davon, daß die Juden mit solchen Präparaten Handel trieben, mag wohl die viel verbreitete Behauptung stammen, daß die Juden Christenkinder töteten, und diese Idee hat manchem armen Menschen das Leben gekostet), von jedem eine Unze, Menschenfett zwei Unzen, Leinöl, Terpentin und armenischen Bolus

(kieselsaure Tonerde, Aluminiumsilikat) von jedem zwei Drachmen . . . Daß hinter mancher derartigen Vorschrift der Schalk steckte, beweist der Umstand, daß andere Rezepte Salben lieferten, die nicht etwa auf die Wunde, sondern auf die Waffe gelegt werden mußten, die die Wunde geschlagen hatte! Doch genug davon.

Damit sind die abergläubischen Mittel des Soldatenglaubens jedoch nicht erschöpft. Sie ließen sich ins Ungemessene vermehren. Es mögen einige erwähnt sein, die Bächtold anführt. Wer bei der Kriegserklärung sofort einen reinen, weißen Kieselstein aufliest und aufbewahrt, wird von Elend und Not verschont. In der welschen Schweiz warfen die Daheimbleibenden den ausrückenden Soldaten Besen nach. Wer so glücklich war, getroffen zu werden, galt als gefeit. Die Waffen werden mit dem Fett des zuletzt geschlachteten Tieres eingerieben, damit kein Blut daran kleben bleibt. Der Soldat darf gewisse Gegenstände nicht auf sich tragen, wenn anders er nicht dem Kriege zum Opfer fallen will. Besonders gefährlich sind die Spielkarten, wahrscheinlich, weil das Spielen ins Unglück führen kann; man versteht jetzt die Meldung, daß 1864 die Straßen der in den Kampf ziehenden Kolonnen mit Spielkarten förmlich übersät gewesen seien. Gold zieht die Kugeln an. Ob wohl ausschließlich aus diesem Grunde mancher schweizerische Soldat 1914 den Ehering zu Hause gelassen hat? Die Zahl 7 ist bekanntlich wie die 13 eine ganz besondere Größe. Es soll sich deswegen der Soldat wohl hüten, ein Messer mit sieben Klingen mit ins Feld zu nehmen, er müßte seine Unklugheit bitter büßen. Ich erinnere mich deutlich, wie einer meiner Soldaten das seinen Kameraden 1914 während eines Marschhalts auseinandersetzte und ein anderer hierauf vom Büchser verlangte, er solle ihm am Messer eine „Lamelle“ herausnehmen! Wer weiß, welche Mühe es verursachte, die Leute zum Tragen der Erkennungsmarke zu bringen, wird das wohl begreifen, wenn er vernimmt, daß sie das „Totentäfelchen“ ist und der Träger sicher sterben muß. Immerhin läßt sich die Gefahr vermeiden, wenn man sie nicht um den Hals hängt. Das ist der Grund, weshalb so viele Leute sie am Hosenträger mittrugen. Das Trinken von Schießpulver im Wasser macht mutig; es fiel 1914 auf, daß Patronen entleert wurden und die Soldaten nicht angeben wollten, was mit

dem Hülseninhalt geschehen war. Das Beißen auf eine Patrone soll den gleichen Dienst tun — es ist das offenbar eine Ueberlieferung aus der Zeit, da man die Hülse zerbeißen mußte, wenn man das Pulver in den Lauf schütten wollte, um die Waffe zu laden. Auch das Einbringen von Quecksilber zwischen die Schuhsohlen wurde geübt, da dieses Verfahren standhaft macht und das Zittern nimmt. Wer es über sich bringt, das warme Blut einer eben gestochenen Katze zu trinken, wird belohnt durch das Gefühl der Tapferkeit, das in seine Seele Einzug hält.

Vom „Bannen“ war schon die Rede. Etwas ähnliches ist das „Mutbrechen“, das darin besteht, durch gewisse Zaubersprüche dem Feind den Mut zu nehmen und ihn zu zwingen, vom Kampfe abzustehen oder auch dazu dient, um seinen eigenen Zauber unwirksam zu machen. Bächtold teilt einen aus dem letzten Jahrhundert stammenden „Spruch“ im Wortlaut mit:

Daß du einen kraftlos machen kannst und den Muth brächen, so sprich:

Feind, was treist in deiner Hand?

Eines toten Mannes Band.

Was treist in deinem Herzen?

Eines toten Mannes Schmärgen.

Was treist in deinem Munth?

Eines toten Mannes Muth.

Und so müssen dein Muth und dein Bluth gegen mir als gewahr zerschwinden und zergahn, Als gewiß Gott der Herr kein Uebel und Böses nie hat gethan.

Sehr geistreich waren demnach auch diese Zaubersprüche nicht!

Zum Schluß ist noch des Schießzaubers zu gedenken, der zwar durch die Verwendung der durch Maschinen gefertigten Munition viel von seiner Romantik eingebüßt hat. Man kann heute nicht mehr den „gefrorenen“ Schützen durch Glas- und Silberkugeln verwunden, es ist nicht mehr angängig, dem Geschoß durch Zugabe von Hostien oder Weihbrot unbedingte Treffsicherheit zu verleihen oder in besonderen Nächten, etwa um Johanni, Glückskugeln zu gießen. Und dennoch ist gar manches geblieben, wie sofort zu zeigen ist. Zuerst aber eine kurze historische Skizze. Ich folge wieder meinem alten Gewährsmann. Die Pulvererfindung und Einführung von Feuerwaffen, meint er, hat den Soldatenaberglauben mächtig gefördert. Und zwar sowohl durch die geheimnisvoll aus der Ferne wirkende Vernichtungsmacht, wie durch die Unvollkommenheit der ersten Feuerwaffen, welche das Treffen zur Sache des Glücks und Zufalls machten. Die damals entstandene, noch heute geläufige Redensart, daß „jede Kugel einen Quartierzettel habe“, illustriert die Vorstellungen und Stimmungen trefflich. Während die früheren Mittel hauptsächlich Schutzmittel waren, hat die Einführung der Feuerwaffen auch zahlreiche Vernichtungsgeheimmittel gezeitigt, d. h. zahlreiche, abergläubische Praktiken bei der Pulverbereitung, beim Kugelgießen und um ein Gewehr oder eine Kanone unfehlbar schießen zu machen. Die Zeremonien beim Guß sind durch Webers „Freischütz“ zur Genüge bekannt. Nun muß man aber wissen, daß ein guter Gewehrlauf unbedingt in dem Monat geschmiedet werden mußte, der dem Kriegsgott gewidmet war, also im März. Der Schaft mußte aus dem Holze eines vom Blitz getroffenen Nußbaumes stammen, und zwischen

ihn und den Lauf legte man ein Stück Totenmoos, nämlich ein Stück Flechte, das man vom Schädel eines Gehängten gekratzt hatte. Freikugeln durfte man nicht in beliebiger Menge gießen: Sechse treffen, sieben äffen! Die abergläubischen Vorgänge von einst haben sich bei unsern Jägern erhalten und kamen neuerdings zum Vorschein, als das Volk zu den Waffen griff. Ein Segensspruch beim Kugelguß im Tirol aus dem Jahre 1809 lautet z. B.: Triff guet! Fah! nit daneben! Laß aus das Bluet! Nimm Leib und Löb'n!

Bächtold macht auf verschiedene Schießzauberbräuche aufmerksam, die noch heute bei uns geübt werden, ohne daß wohl die Schützen eine Ahnung davon haben, um was es sich handelt, oder vielleicht besser, daß es sich um einen alten Aberglauben handelt. Seine Angaben stammen aus den verschiedensten Gebieten der Schweiz und werden im Original genau belegt. Das Belegen und Bespuken des Geschoßes ist eine überall gepflegte Gewohnheit, sollte aber ursprünglich der Kugel den Weg weisen. Das Ausblasen des Laufes nach jedem Schuß schützte vor dem Verhexen des folgenden Schusses. Manche Gebräuche, so das Schleudern der Patrone vor dem Einführen, das Schütteln am Ohr, das Herauslegen der Munition auf die Schießbank sind Ueberreste alter „Griffe“ beim Laden der Waffe. Noch jetzt werden Waffe und Geschosse gesegnet, Es wird das Kreuz in die Kugel oder den Lauf eingekratzt, in die Schäftung schlägt man Sargnägel oder eine Totennadel, mit der ein Gestorbener in das Linnen genäht worden ist.

Sehr verbreitet soll die Anschauung sein, daß der Schütze gewisse Gegenstände, wie ins Kleid eingenahte Fledermäuse oder Schlangenhaut bei sich tragen muß, wenn er sicher treffen will. Den nämlichen Zweck hat das Aufstecken von Kleblättern oder Buchengrün auf den Hut. Der schon genannte Allermannsharnisch macht das Zielen überflüssig. Wenig bekannt dürfte sein, daß Schützen das Gewehr nur mit zwei Fingern, Zeige- und Mittelfinger, fassen, wenn sie einen Tiefschuß tun wollen und vor dem Schusse unter Kreuzen des linken über das rechte Bein die Worte sprechen: Non tratas dominium tri mal motrum, Amen. Nimmt man ein vom Blitz aus dem Pappelstamm gerissenes Stück Holz in die Tasche, so verliert der Feind die Treffsicherheit und wir werden so wenig getroffen, als wir die Scheibe treffen, wenn das Holzstück hinter ihr liegt. Der Feind wird auch „gestellt“, d. h. seine Waffe unbrauchbar gemacht, wenn ich ein Messer mit schwarzem Heft mit der Spitze nach unten gekehrt in die Hosentasche stecke. Hat der Feind aber mich gestellt, so kann ich mich entzaubern, wenn ich den Lauf meines Gewehrs mit zusammengebetteltem Brot, Salz, Raute (*Ruta graveolens* oder *montana*) und Sand ausreibe — ein etwas gefährliches Verfahren! — oder mit dem Kleide eines Verstorbenen, das seither niemand getragen. . . .

Damit kann ich eigentlich schließen, denn ich wollte ja nur anhand der Arbeiten einiger Gewährsmänner zeigen, daß der Soldatenaberglaube besteht, seitdem es Soldaten gibt und bestehen wird, so lange Soldaten leben. Nur auf einen Punkt möchte ich noch hinweisen. Es ist die praktische Seite der Frage. Es wurde bereits bemerkt, daß der passive Aberglaube gar nichts schaden, ja, daß er sogar von gutem sein könne, weil er dem

Manne helfe, über das Schwerste hinwegzukommen. Natürlich kann auch der Feldherr Nutzen daraus ziehen, wenn er ein verständiger Mann ist und die Psyche zu benutzen weiß. Zwei moderne haben das vorzüglich verstanden: Benedek und der jüngere Skobelev. Beiden wurde nachgeredet, sie seien kugelfest. Es mag das daher kommen, daß beide ungemein tapfere und kühne Männer waren. Sie widersprachen dem Gerede nicht und wußten die Sachlage klug auszunutzen. So gewannen sie gewaltigen Einfluß auf die Truppen. Als dann aber Skobelev durch einen Granatsplitter am Rücken verwundet wurde, da durfte er sich nichts anmerken lassen. Sein Stoizismus brachte es auch wirklich zustande, und es hat kein Mensch etwas davon vernommen.

Es gehört also mit zum Begriff „Führer“, nicht nur Situationen klug auszunutzen, sondern auch deren Folgen konsequent zu tragen. *H. M.*

### Unstimmigkeiten im deutschen Hauptquartier.

Daß es in einem Hauptquartiere stets reibungslos zugehen müsse, ist eine Forderung, die über menschlicher Möglichkeit steht. Es sind der Köpfe zu viele vereinigt, als daß sie in allen Dingen der gleichen Meinung sein könnten. Zudem drängen sich bei dem komplizierten Geschäft, das die Führung eines großen Krieges ist, so viele und verschiedene Fragen in den Vordergrund, daß auch beim besten Willen eine Meinungsleichheit nicht bestehen kann. Dabei muß man noch gar nicht an ein wildes Strebertum, ein bewußtes Vordrängenwollen eigener Meinungen, eine krankhafte Autoritätsbehauptung oder dilettantische Stechköpferie denken, die bei uns nur zu oft mit logischer Konsequenz oder Unbeugsamkeit des Charakters verwechselt zu werden pflegt. Auch ohne das sind Differenzen selbst in grundsätzlichen Fragen nur zu leicht möglich.

Bei der heutigen Kriegführung kann der Stab des Feldherrn, sei dieser nun das Staatsoberhaupt oder eine besonders hiezu berufene Persönlichkeit, unmöglich mehr aus nur wenigen Leuten bestehen. Neben dem rein operativen Dienst sind technische und administrative Berater notwendig, die zur Bewältigung der ihnen obliegenden Aufgaben wiederum ihrer engeren Stäbe bedürfen. So hat sich ein stetiges Heranwachsen des in einem Hauptquartier vereinigten Personals ergeben. Dieses Wachstum ist dann noch befördert worden, wenn der Kriegsherr, ohne die oberste Führung zu übernehmen, sich mit seiner Umgebung dem eigentlichen Hauptquartiere zugesellte, wie das beispielsweise 1806 beim preußischen Heere, 1813 bei den Verbündeten, 1870 auf französischer Seite und 1877 bei den Russen der Fall gewesen ist. Ein Gleiches mußte eintreten, wenn Kriegsherr oder Feldherr, oder gar beide zusammen, die unglückliche Neigung hatten, vieler Leute Meinung zu hören, die sich womöglich noch widersprachen. Es bildete sich dann um sie ein Kriegsrat von patriotischen und ehrgeizigen, aber wenig erfahrenen und sachverständigen Männern, die sich um so ungebundener in phantastischen Plänen ergehen konnten, als sie für deren Ausführung die Verantwortung nicht zu tragen brauchten.

Diese Elemente sind es recht eigentlich gewesen, die von Jeher in einem Hauptquartier den Widerspruch der Meinungen und damit nicht unerheb-

liche Friktionen hervorgerufen und befördert haben. Sie abzustößen oder auf ein Minimum zu reduzieren, muß innerhalb der zulässigen Grenzen jedes Heerführers Bestreben sein. Doch stehen diesem Bestreben oft Hindernisse entgegen, die besonders aus dynastischen Gründen kaum zu überwinden sind. So war es 1813/14 im Hauptquartier der Verbündeten, in dem sich neben den drei verbündeten Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen noch die Vertreter Englands und Schwedens, sowie anderweitige politische Persönlichkeiten Rendez-vous gegeben hatten. Dabei waren die Monarchen noch von ihren besonderen militärischen Ratgebern begleitet, die sehr oft über die vorzunehmenden Operationen ganz andere Anschauungen hatten als die am Feinde befindlichen Armeeführer. Es herrschte also ein Zustand, der dem nahe kam, den Moltke später in der Einleitung zu seiner Beschreibung des Feldzuges von 1859 mit folgenden Sätzen gekennzeichnet hat: „Man umgebe einen Feldherrn mit einer Anzahl voneinander unabhängiger Männer — je mehr, je vornehmer, ja, je gescheiter, um so schlimmer —, er höre bald den Rat des einen, bald des anderen, er führe eine an sich zweckmäßige Maßregel bis zu einem gewissen Punkte, eine noch zweckmäßigere in einer anderen Richtung aus, erkenne dann die durchaus begründeten Einwürfe eines dritten und die Abhilfevorschlüge eines vierten, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß er mit vielleicht lauter wohlmotivierten Maßregeln seinen Feldzug verlieren wird.“ Es ist daher dem damaligen Generalissimus der Verbündeten, Fürst Schwarzenberg, hoch anzurechnen, daß er unter diesen Umständen den Krieg gegen Napoleon doch noch zu einem guten Ende geführt hat. Allerdings ist dabei nicht zu verkennen, daß dieses gute Ende in vielen Punkten mehr seinem diplomatischen Geschick zu verdanken ist, mit dem er die verschiedenen Meinungen und Ansichten auszugleichen wußte, als seinem operativen Führungstalent.

Wie zersetzend und unheilvoll für die Kriegführung solche Meinungs-differenzen und das Hervordrängen verantwortlicher und unverantwortlicher Ratgeber in den österreichischen Hauptquartieren von 1859 und 1866 gewirkt haben, sei hier nur kurz gestreift. Sie sind es in der Hauptsache gewesen, daß kein operativer Gedanke konsequent durchgeführt worden ist und die verantwortlichen Heerführer in ihren Entschlüssen immer schwankender geworden sind. Aber auch im preußischen Hauptquartier von 1866 und im preußisch-deutschen von 1870/71 hat es an Unstimmigkeiten nicht gefehlt. Man denke nur an die Mühe, die es 1866 Moltke gekostet hat, die drei aus verschiedenen Richtungen in die österreichischen Grenzlande vormarschierenden Armeen bei Königgrätz rechtzeitig zum vereinten Schlagen zu bringen, an den heftigen Widerstreit der Meinungen, der 1870/71 wegen der artilleristischen Behandlung von Paris entstanden ist. Hier ist es letzterdings nur dem unbeirrten Vertrauen König Wilhelms auf die Ratschläge seines Generalstabschefs zu verdanken, daß kein operativer Schaden entstanden ist.

Wenn sich auch im deutschen Hauptquartier des Weltkrieges Unstimmigkeiten geltend gemacht haben, so ist das schon an und für sich begreiflich. Es ist aber noch begreiflicher, wenn man bedenkt, daß es sich um ein Fechten auf weit auseinander lie-